

WILL CHESNEY mit Joe Layden



WARRIOR DOG

TREUER BEGLEITER

Der Hund, der Osama bin Laden jagte
und seinem Navy-SEAL-Kameraden
das Leben rettete

© des Titels »Warrior Dog – Treuer Begleiter« von Will Chesney (978-3-7423-1752-0)
2021 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

riva

EINLEITUNG

Das ist vielleicht nicht die Geschichte, die Sie erwarten. Das möchte ich von Anfang an klarstellen.

Ich diente dreizehn Jahre lang in der U.S. Navy, davon elf Jahre bei den SEALs, und nahm an zahlreichen Operationen und Missionen im Rahmen des Krieges gegen den Terrorismus teil, der nach dem 11. September begann. Als Mitglied des SEAL Team ■■■ war ich im Frühjahr 2011 auf pakistanischem Boden, als der größte Staatsfeind der Vereinigten Staaten, Osama bin Laden, gestellt und erschossen wurde. Deshalb kann ich ohne Übertreibung sagen, dass ich im Lauf meiner Dienstzeit in die eine oder andere brenzlige Situation geraten bin. Aber das ist nur ein Teil der Geschichte, die ich hier erzählen will, und gar nicht einmal der wichtigste.

Es ist so: Obwohl ich das große Privileg hatte, mit einigen der tapfersten und besten Männer zu dienen, die man sich als Kameraden nur vorstellen kann, hatte ich zugleich die große Ehre, mit einem ungewöhnlichen und unbekannten Helden zu arbeiten und zu leben, dessen Rolle im modernen Kriegswesen – vor allem in der Terrorismusbekämpfung – schwer zu erfassen ist. Es sei denn, man diene mit ihm oder einem anderen vierbeinigen Krieger.

Ich wuchs mit Hunden auf und war schon immer ein Hundenarr, begriff aber erst, in welchem Ausmaß Hunde bei den Streitkräften zum Einsatz kommen, als ich ein SEAL wurde und anfang, von ihren Leistungen zu hören. Ich erinnere mich, wie ich einmal am Anfang meiner Dienstzeit zusammen mit anderen in einem Schulungsraum saß und folgende Aufforderung hörte: »Heben Sie die Hand, wenn Ihnen jemals ein Hund das Leben gerettet hat.«

Ohne zu zögern meldeten sich etwa 90 Prozent der anwesenden Männer. Sie lachten nicht. Sie lächelten nicht. Das war eine ernste, wichtige Sache.

Kann ein Hund ein Menschenleben retten? Allerdings. In meinem Fall sogar sehr oft. Sowohl auf dem Schlachtfeld als auch jenseits davon.

Das ist meine Geschichte, aber es ist auch die Geschichte eines solchen Diensthundes oder MWD (*military working dog* – ein für die US-Streitkräfte tätiger Arbeitshund; genauer gesagt gehörte er einer Untergruppe der MWDs an, den sogenannten Zugriffshunden, den *combat assault dogs* oder CADs; und aufgrund seiner Teilnahme bei der Stürmung des Bin-Laden-Anwesens war er der berühmteste von ihnen). Der vierbeinige SEAL hieß Cairo und war ein zweiunddreißig Kilogramm schwerer Belgischer Malinois, der aus Flugzeugen sprang, sich von Hubschraubern abseilen ließ, Bäche und Flüsse durchquerte, am Straßenrand verscharrete Sprengfallen aufspürte und Aufständische kampfunfähig machte – in manchen Fällen auch mehr als nur kampfunfähig. Kurzum: Er tat alles, was man von seinen zweibeinigen Kollegen erwartete, und er tat es mit unerschütterlicher Loyalität und absoluter Furchtlosigkeit. Ich hätte für ihn eine Kugel eingesteckt, so wie er es einmal für mich tat. Deshalb geht es in diesem Buch nicht nur um mich, sondern auch um ihn. Vielleicht sogar mehr um ihn.

Ich lernte Cairo im Sommer 2008 kennen. Ich war damals sechs Jahre bei der Navy, beinahe durchgehend bei den SEALs, und hatte schon mehrere Auslandseinsätze hinter mir, zuletzt im Irak. Ich war in Virginia stationiert, mit meiner Arbeit zufrieden, und ich hatte kein wirkliches Interesse an großen Veränderungen. Doch als ich von dem Hundeführerprogramm erfuhr, wurde ich sofort hellhörig. In meiner Kindheit und Jugend hatte ich Rottweiler und Pitbulls als Haustiere, machte mir damals aber nicht die Mühe, ihnen viel beizubringen. Sie waren Spielgefährten und treue Begleiter, keine Arbeitshunde. Zum Glück war in jenen frühen Tagen, als Diensthunde in die Special Operations eingeführt wurden, also in die militärischen Spezialeinheiten, Erfahrung keine Grundvoraussetzung, um Hundeführer zu werden. Man musste damals nichts weiter tun, als sein Interesse zum Ausdruck bringen, und plötzlich fand man

sich in einer völlig neuen Situation vor, nämlich rund um die Uhr, tagein tagaus, Seite an Seite mit einem stattlichen Malinois, einer von vier Arten des Belgischen Schäferhunds (Deutsche Schäferhunde, Holländische Schäferhunde und Labrador Retriever wurden ebenfalls als Diensthunde verwendet, aber der Malinois – eine kleinere, schlankere und flinkere Version des Deutschen Schäferhundes – ist der ideale Zugriffshund für Kampfeinsätze).

Nicht jeder Mensch ist ein Hundefreund – ich denke manchmal, dass man als solcher geboren wird oder eben nicht – und nicht jeder SEAL will zu Hause oder im Ausland für ein Tier verantwortlich sein. Meine SEAL-Kameraden waren froh, dass Cairo für uns die Vorhut übernahm, wenn wir nachts in ein scheinbar menschenleeres Anwesen eindrangen und nicht wussten, ob der Außenbereich mit Sprengfallen vermint war oder jemand im Haus lauerte, der nur darauf wartete, uns anzugreifen. Wenn er nicht gerade im Dienst war, war er ein zutraulicher, verspielter Hund, der den Kontakt zu seinem menschlichen Rudel geradezu suchte. Kurzum, so ziemlich jeder im Team mochte ihn.

Aber sich die Verantwortung eines Hundeführers aufhalsen? Das war nur etwas für jemanden, der den Job auch wirklich wollte. Jemand, der diese Aufgabe verstand und gerne übernahm.

Diese Person war ich. Cairo war mein Hund. Und ich war sein Dad. Ich verwende diese Bezeichnung nicht leichtfertig. Die Bindung zwischen einem Hundeführer und einem vierbeinigen SEAL ist sehr innig und fest. Sie übersteigt bei Weitem eine normale Freundschaft oder die herkömmliche Beziehung von Mensch und Hund. Die Ausbildung ist sehr umfassend und durchdringt den gesamten Alltag; man ist rund um die Uhr zusammen, und dieser intensive Kontakt sorgt nicht nur für einen steilen Anstieg der Lernkurve, sondern lässt eine Bindung entstehen, die außergewöhnlich tief und vielschichtig ist.

Jeder, der einmal einen Hund besaß, weiß, dass diese Beziehung symbiotisch ist – der Hund verlässt sich darauf, dass sein Besitzer ihn mit Nahrung und einem Schlafplatz versorgt, und schenkt ihm dafür eine bedingungslose Liebe und Treue, die sich praktisch nicht in Worte fassen lässt. Wenn man diese Beziehung aufgreift und mal zehn nimmt und

dann noch die beinahe magische Bindung berücksichtigt, die entsteht, wenn ein Hund sein Leben für dich und deine Kampfgefährten aufs Spiel setzt, und zwar jeden Tag, dann bekommt man eine Vorstellung davon, wie es für Cairo und mich war – und so ziemlich für jeden, der das Glück hat, Hundeführer bei den SEALs zu sein.

Deshalb kann ich guten Gewissens sagen, dass ich *wirklich* Cairos Dad war, und ich stand ihm in etwa so nah wie ein Vater seinem Sohn.

Er war drei Jahre alt, als ich ihn kennenlernte, und er hatte seine Ausbildung in einer Gruppe potenzieller Kandidaten für die US-Streitkräfte bereits als Klassenbesten abgeschlossen – ein Hund, der nicht nur überragende athletische und sensorische Fähigkeiten besaß, sondern auch einen unbändigen Arbeitswillen. Kurzum, er war ein Hund, der das Zeug zum SEAL hatte. Aber Cairo hatte noch etwas anderes, das ihn besonders machte: eine zutrauliche und entspannte Art, die bei anderen Hunden möglicherweise ein Entlassungsgrund gewesen wäre. Ein Diensthund beim Militär muss schließlich zuallererst ein Kämpfer sein, und in vielen Fällen führt diese Eigenschaft nicht unbedingt zu einem friedlichen, harmonischen Zusammenleben.

Cairo war anders. Er konnte den Schalter umlegen. Wenn er im Dienst war, arbeitete er. Und seine Arbeit war anstrengend, gefährlich und manchmal schmerzhaft. Cairo war außergewöhnlich – er war das Produkt jahrhundertelanger Evolution, makelloser Zucht, rigoroser Ausbildung und, seien wir einmal ehrlich, eines Siegerloses in der genetischen Lotterie. Aber es gab noch etwas anderes, das ihn besonders machte: ein ungezügelter Drang zu jagen, zu arbeiten und zu dienen. So wie seine zweibeinigen Kameraden bei den Special Operations schien Cairo furchtlos und unermüdlich zu sein.

Das ist natürlich nicht ganz wahr. Jeder, der jemals in einer Schlacht war, weiß, wie es ist, Angst zu haben; ich habe sie auf jeden Fall erlebt. Wir alle kennen Schmerz, Verletzungen und Erschöpfung. Hunde sind Tiere und damit hauptsächlich von ihrem Instinkt getrieben – ihr natürlicher Selbsterhaltungstrieb hält sie dazu an, Gefahrensituationen zu meiden und sich auszuruhen, wenn sie erschöpft sind. In dieser Hinsicht unterscheiden sie sich nicht von uns Menschen. Deshalb sollte es

nicht weiter verwunderlich sein, dass ein Vierbeiner im Rahmen seiner Ausbildung zum Diensthund bei den Special Operations ein Auswahlverfahren bestehen muss, das genauso rigoros ist wie jenes, durch das etwa 80 Prozent der Männer durchfallen, die sich für das Navy-SEAL-Programm anmelden. Und für die, die weiterkommen, ist der Auswahlprozess sogar noch rigoroser.

Das ist nicht jedermanns Sache. Und das soll es auch nicht sein. Seien wir ehrlich – die meisten Leute wollen der Navy nicht beitreten. Und die meisten Leute in der Navy wissen ganz genau, dass sie sich die Strapazen der SEAL-Ausbildung nicht antun wollen. Jene, die sich trotzdem darauf einlassen, erkennen schnell, dass sie sich übernommen haben. Die überwältigende Mehrheit der Männer, die das berüchtigte, dreißigwöchige Programm mit dem Namen *Basic Underwater Demolition/Seal (BUD/S)* beginnen, beenden es nicht deshalb, weil sie sich verletzen oder von den Ausbildern entlassen werden, sondern weil sie selbst das Handtuch werfen.

Sie geben aus freien Stücken auf.

Darum geht es im BUD/S – nicht nur darum, die Grundlagen maritimer Spezialeinsätze zu vermitteln und routinierte Militärstrategien hervorzubringen, sondern durch natürliche Selektion herauszufinden, wer die wahren Krieger sind, Männer, die niemals, unter keinen Umständen, aufgeben.

Dieselben Grundprinzipien treffen zu, wenn es um die Ausbildung von Diensthunden für die Streitkräfte geht. Körperliche Attribute sind essenziell, aber alle Schnelligkeit und Kraft der Welt ist nutzlos, wenn ein Hund beim Klang von Granateneinschlägen vor Angst erstarrt, seinem Fluchtinstinkt erliegt oder bei feindlichem Beschuss zu zittern beginnt, oder er sich weigert, einen dunklen Raum zu betreten, weil er beim letzten Mal von einem feindlichen Kämpfer mit einem Messer angegriffen oder angeschossen wurde.

Es ist eine Tatsache, dass Diensthunde beim Militär ein sehr hohes Verletzungsrisiko haben, weil sie oft die ersten Mitglieder einer SEAL-Einheit am Boden sind und damit zu den Ersten gehören, die eine Gefahr konfrontieren. Selbst wenn menschliche Soldaten mit der moderns-

ten Technologie ausgestattet sind, sind sie Hunden deutlich unterlegen, wenn es darum geht, Sprengstoff zu entdecken oder feindliche Soldaten aufzuspüren, die sich verstecken. Es gehörte zu Cairos Aufgaben, die Umgebung zu durchsuchen, bevor wir in ein Haus oder Anwesen eindringen. Er war auch oft das erste Mitglied eines Trupps, das ein dunkles und potenziell gefährliches Gebäude betrat. Er tat dies immer wieder und mit stoischer Verlässlichkeit. Er tat es furchtlos.

Wie gesagt, Menschen sind für solche Tätigkeiten eigentlich nicht geschaffen; Hunde auch nicht. Ein solches Verhalten ist nicht natürlich. Es ist nicht ... *normal*. Aber manche von ihnen tun es trotzdem. Cairo war einer von ihnen. Er konnte eine Sprengfalle aufspüren und dadurch Dutzende von Leben retten. Er konnte in ein Anwesen eindringen – und das tat er auch oft –, in dem es vor Schurken nur so wimmelte, und dort ein schwer bewaffnetes Arschloch aus seinem Versteck zerren, bevor der auch nur einen Schuss abgeben konnte. Wusste Cairo, dass er sein Leben für seine menschlichen Kameraden aufs Spiel setzte? Vermutlich nicht. Aber er wusste, dass seine Arbeit gefährlich war; daran habe ich keinen Zweifel. Er tat es trotzdem, und er tat das nicht nur kompetent und routiniert, sondern auch ohne Angst um Leib und Leben.

In den zahlreichen Missionen, also Spezialaufträgen und Einsätzen, die wir in den Bergen Afghanistans durchführten, war Cairo eine Kampfmaschine – ein Verbündeter, der genauso wertvoll war wie ein Sturmgewehr oder ein Nachtsichtgerät. Aber wenn es an der Zeit war, nach Hause zu gehen und mit seinem Dad auszuspannen, war er auch dafür zu haben. Wir setzten uns dann aufs Sofa und sahen uns Filme an. Wir aßen gemeinsam unsere Steaks. Wir schliefen im selben Bett. Man konnte ihm Fremde und Kinder anvertrauen, vor allem später, als er im Ruhestand war. So, wie ich das sehe, war er ein nahezu perfekter Hund.

Wenn ich meine Sache richtig mache, wird dieses Buch ein Tribut an Cairo sein – eine Geschichte, die nicht nur seine außergewöhnliche Arbeit zur Unterstützung der US-Streitkräfte und den enormen Aufwand beschreibt, der nötig ist, um einen großartigen Diensthund zu erschaffen, sondern die auch zeigt, was er für mich auf persönlicher Ebene getan hat. Er war in vielerlei Hinsicht mein engster Vertrauter. Als wir beruflich

getrennte Wege gingen, verlor ich ihn eine Zeit lang aus den Augen, doch als seine Gesundheit nachließ, bekam ich die Gelegenheit, noch eine Weile für ihn sorgen zu dürfen. Er wiederum war für mich da, als ich ihn am meisten brauchte und die physischen und psychischen Narben der Schlacht, darunter ein Schädel-Hirn-Trauma, einen massiven Tribut forderten, der mich beinahe in die Knie zwang.

Ich hoffe, dass Sie noch nie eine solche Geschichte gelesen haben. Obwohl ich blutige Gefechtsszenen beschreiben werde, wird das Buch nicht so brutal sein wie einige Bücher, die es in diesem Bereich bereits gibt. Ich möchte mich auf die lange und schwierige Ausbildung konzentrieren, die erforderlich war, um Cairo zu dem außergewöhnlichen Soldaten zu machen, der er war; und wie viel er seinen Kampfgefährten bedeutete, speziell mir; und warum ich mich so für ihn einsetzte und mich durch die Mühlen der Bürokratie kämpfte, die uns in seinen letzten Lebensjahren beinahe getrennt hätte.

Unter den SEALs gibt es einen unausgesprochenen Kodex der Selbstlosigkeit und das Wissen, dass die Arbeit, die wir verrichten, zwar ernst und wichtig ist, der Einzelne an sich aber in keiner Weise *besonders* ist. Wir sind ein Team, das gemeinsam einen Zweck verfolgt, und niemand ist wichtiger als sein Nebenmann. Ich bin stolz auf meine Dienstzeit und meine Arbeit als Navy SEAL, aber ich bin mir durchaus bewusst, dass es Männer gibt, die viel mehr geleistet haben als ich ... die mehr geopfert haben. Ich erzähle diese Geschichte nicht, weil ich mich ins Rampenlicht stellen will – ich habe mich tatsächlich immer davon ferngehalten –, sondern um meine Kameraden zu ehren, darunter einen Diensthund namens Cairo, der in vielerlei Hinsicht genauso menschlich war wie der Rest von uns.

Wir kämpften gemeinsam, wir lebten gemeinsam, wir bluteten gemeinsam. Cairo war neben mir, als wir in jener Nacht im Jahr 2011 in den pakistanischen Luftraum flogen. Er war ein fester Bestandteil der bekanntesten Mission in der Geschichte der SEALs. Nach einer beinahe zehnjährigen Suche half er uns, unseren Erzfeind zu finden, und er war nicht mehr oder weniger wichtig als jeder andere Soldat, der an dieser Mission teilnahm.

Aber die Geschichte endet nicht an dieser Stelle, und sie endet nicht mit Pauken und Trompeten. Bei Hunden ist das schließlich nie der Fall, oder? Jemand sagte einmal, dass man sich beim Kauf eines Hundes gleichzeitig eine kleine Tragödie anschafft. Und man weiß schon am allerersten Tag, wie sie enden wird. Aber darum geht es gar nicht. Der Weg ist das Ziel – was man dem Hund gibt und im Gegenzug dafür bekommt. Cairo gab mir mehr, als ich mir jemals hätte vorstellen können, vermutlich auch mehr, als ich verdient habe.

Das ist für dich, Junge.

KAPITEL 1

Ein Meter achtundsiebzig. Neunundsiebzig Kilogramm.

Das sind die durchschnittlichen Körpermaße eines U.S. Navy SEAL. Nicht gerade die Proportionen eines Superhelden. Ich will keine Mythen zerstören, aber Fakt ist, dass SEALs in der Regel wie ganz normale Leute aussehen. Unglaublich fit, ohne Frage, vor allem am Ende von BUD/S, aber in keiner Weise übermenschlich. Ich glaube, das bestätigt nur die alte Redewendung, dass der Schein manchmal trügen kann.

Es gibt keinen »typischen« SEAL. Wir alle haben unterschiedliche berufliche Werdegänge und kommen aus allen Ecken und Winkeln des Landes. Ich hatte Kameraden, die an der Highschool mit Lernschwierigkeiten zu kämpfen hatten. Dann gab es wieder andere, die das College mit Bestnoten abschlossen. Die meisten von uns waren zwischen achtzehn und dreiundzwanzig Jahre alt, voller jugendlichem Elan; andere waren zehn Jahre älter und hatten sich bereits in ein Erwachsenenleben eingefunden, das mir noch verschlossen war. Ich lernte Männer kennen, die überragende Sportler waren und Körper hatten, die aus Granit gemeißelt schienen. Die meisten von ihnen schafften es nicht. Ich kannte auch Männer, die körperlich eher unscheinbar waren und zuvor wenig Sport getrieben hatten. Auch sie schafften es meist nicht. Das ist ein Merkmal des SEAL-Programms: Wenn BUD/S anfängt und man den Strand von Coronado, Kalifornien, betritt, spielt es keine Rolle, woher man kommt oder was man vor dem Zeitpunkt geleistet (oder auch nicht geleistet) hat. Man bekommt auf jeden Fall sein Fett weg. Und aller Wahrscheinlichkeit nach wird man die Erfahrung so unerträglich finden, dass man aufgeben wird.

Und das ist auch genau der Sinn der Sache. Es ist keineswegs so, dass die Navy keinen Bedarf an mehr SEALs hätte – es ist nur so, dass der

Prozess so gnadenlos und unerbittlich ist, dass nur 20 Prozent bestehen. Obwohl die heutigen SEALs ihren Ursprung bei den Froschmännern des Zweiten Weltkriegs und des Koreakriegs haben, gibt es das Programm erst seit Anfang der 1960er-Jahre, und seither blieb die Durchfallquote relativ unverändert. Das soll auch so sein. BUD/S dient nicht dazu, arme Seelen zu quälen, die sich für diese Ausbildung qualifiziert haben, sondern will sicherstellen, dass nur die stärksten die Ziellinie erreichen.

Dieser Wahnsinn hat Methode, und sie lautet: Krieg ist die Hölle, und SEALs werden auf einzigartige, unnachahmliche Weise durchs Feuer gehen – lautlos und brachial. Man erwartet von ihnen, körperlich fit, mental stark, psychisch belastbar, klug und hochmotiviert zu sein. Es geht nicht um blinden Patriotismus, obwohl SEALs zu den patriotischsten Menschen gehören, die ich jemals kennengelernt habe. Es geht auch nicht darum, den Haudegen zu spielen und sich leichtfertig Gefahren auszusetzen. Die Arbeit der Special Operations ist sehr technisch und präzise; man braucht also nicht nur Mut oder Aggression, sondern ebenso auch Disziplin und Sorgfalt. Wenn man beobachtet, wie sich eine zahlenmäßig deutlich unterlegene SEAL-Einheit methodisch und effizient durch ein dunkles Gebäude bewegt und auf der Suche nach einem hochrangigen Ziel einen bewaffneten Feind nach dem anderen ausschaltet, sieht man ein Team, das wie ein fein abgestimmtes Uhrwerk arbeitet. Es gibt in diesem Szenario keinen Platz für Draufgänger oder Einzelkämpfer. Das, was zählt, sind Professionalität und die hundertprozentige Entschlossenheit, die Mission zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen.

Es geht auch nicht um die geistlose oder blindwütige Durchführung von Befehlen, weil man als SEAL oft in Situationen gerät, die deutlich von dem abweichen, was man erwartet hat. Man lernt zu improvisieren und entsprechend zu reagieren. Die Arbeit ist oft blutig und brutal, es steht in der Regel außerordentlich viel auf dem Spiel, und niemand behauptet das Gegenteil; deshalb macht es durchaus Sinn, BUD/S so zu gestalten, dass die große Mehrheit der Rekruten ausgesiebt wird und nur die besten Kandidaten für diese Art von Dienst an der Waffe übrig bleiben.

Im Lauf der Jahre wurden nur geringfügige Veränderungen am BUD/S-Programm vorgenommen, und bei den meisten handelte es sich um Aufsichtsbelange und bessere medizinische Versorgung – Veränderungen, die in erster Linie aus Sicherheitsgründen eingeführt wurden. Der physische und psychische Druck auf die Rekruten ist immer noch genauso unnachgiebig wie eh und je. Wenn im »Sea, Air, and Land (SEAL)«-Programm der United States Navy ein Wachstum zu verzeichnen ist, liegt das nicht daran, dass BUD/S einfacher geworden ist; es liegt einfach daran, dass es mehr Bewerber gibt. Unterm Strich ist das Ergebnis immer dasselbe.

20 Prozent bestehen.

80 Prozent fallen durch.

Was brachte mich dazu, so arrogant (oder dumm) zu sein und anzunehmen, dass ich zu den 20 Prozent gehören würde? Ehrlich gesagt weiß ich es nicht. Wenn ich jetzt, als vierunddreißigjähriger Veteran, daran zurückdenke, scheint die Wahrscheinlichkeit verschwindend gering gewesen zu sein. Ich trat der Navy bei, meldete mich für das SEAL-Programm, und ... nun, ich setzte einfach immer wieder einen Fuß vor den anderen. Ich habe keinen besonderen familiären Hintergrund. Ich war ein ganz normaler Jugendlicher, der mitten im Nirgendwo in Texas aufwuchs (eigentlich kam ich aus einer Kleinstadt namens Lumberton, die etwa fünfundzwanzig Kilometer nördlich von Beaumont und hundertfünfzig Kilometer östlich von Houston liegt). Aber ich besaß Durchhaltewillen. Ich wusste, was ich wollte, und ich wollte ein Navy SEAL werden.

Ich war höchstens zwölf oder dreizehn Jahre alt, als ich anfang, mit dem Gedanken zu spielen, dem Militär beizutreten. Und nicht einfach nur irgendeiner Teilstreitkraft – ich wollte ein SEAL werden. Ich kann nicht wirklich erklären, woher dieser Drang kam. Vielen Leuten steckt das Militär im Blut – sie haben enge Verwandte, die stolz gedient haben – und diejenigen, die es zu den Special Operations zieht, haben oft einen ausgeprägten sportlichen Ehrgeiz oder verbringen als Jäger oder Angler viel Zeit in der Natur.

All das traf nicht auf mich zu. Ich hatte einen Großvater, der in der Navy gedient hat, und einen Onkel, der bei der Army war, aber ihr

Militärdienst hatte keinen prägenden Einfluss auf mein Leben. Ich verbrachte regelmäßig Zeit mit ihnen, aber es war keineswegs so, als wäre ich mit allabendlichen Erzählungen ihrer Kriegserlebnisse aufgewachsen. Obwohl ich im östlichen Teil von Texas groß wurde, war ich kein großer Naturbursche. Als Jugendlicher ging ich hin und wieder angeln, aber ich besaß kein Gewehr und war kein passionierter Jäger. Ich war auch nicht bei den Pfadfindern. Ich ging manchmal wandern und zelten und hielt mich gern in der Natur auf, aber ich war kein Survival-Experte oder so etwas. Wenn man mich in der Mittelstufe in einem entlegenen Gebiet ausgesetzt hätte, hätte ich mich wahrscheinlich auf den Boden gesetzt und so lange geweint, bis jemand gekommen wäre, um mich zu retten. Ich hätte nicht gewusst, welche Pflanzen essbar sind oder wie man wieder nach Hause findet.

In der Highschool änderte sich nicht viel daran, und obwohl ich ein wenig Football spielte – denn schließlich lebte ich in Texas –, war ich nicht überragend talentiert, sodass ich in der zehnten Klasse zu dem Schluss kam, dass manche Dinge im Leben einfach wichtiger waren als andere; ganz oben auf der Liste standen, nicht sehr überraschend, Mädchen. Wenn man das Interesse von Mädchen auf sich ziehen wollte, brauchte man ein Auto. Und wenn man ein Auto haben wollte, musste man es kaufen, und dafür brauchte man Geld. Ich nehme an, dass in manchen Familien Mama oder Papa ein Auto spendieren oder das dafür nötige Kleingeld, aber das traf auf mich, wie auch auf die meisten meiner Freunde, nicht zu.

Ich wuchs in einer Wohnwagensiedlung auf, was wahrscheinlich schlimmer klingt, als es war. Es war eine schöne Wohnwagensiedlung, und obwohl sich meine Eltern trennten, als ich noch zur Schule ging, kamen wir alle vergleichsweise gut miteinander aus, und ich ging sowohl bei meiner Mutter als auch bei meinem Vater ein und aus. Ich betrachtete mich nie als arm, war mir aber durchaus bewusst, dass ich weniger hatte als viele andere Jugendliche an meiner Schule. Das störte mich nicht sonderlich, und ich bemitleidete mich auch nicht deswegen. So war es eben. Meine Eltern waren beide berufstätig, und am Ende des Monats blieb einfach nicht viel übrig. Ich war ein Einzelkind und war deshalb oft

auf mich allein gestellt. Und ich war ein Einzelgänger – mit allen damit verbundenen Vor- und Nachteilen. Aber ich war für mein Alter auch sehr selbstständig.

Ich erinnere mich nicht daran, mit meiner Mutter oder meinem Vater darüber geredet zu haben, dass ich einen fahrbaren Untersatz wollte. Das wäre auch völlig sinnlos gewesen. Ich kannte ihre Antwort bereits. Deshalb gab ich den Leistungssport und andere außerschulische Aktivitäten allmählich auf, um in einem Restaurant in der Stadt zu arbeiten. Mit Restaurant meine ich ein Lokal, das sich auf frittierten Catfish (Wels) spezialisiert hatte, denn der südöstliche Zipfel von Texas geht nahtlos in den Westen Louisianas über und Lumberton ist nur etwa eine Stunde von Lake Charles entfernt, deshalb wuchs ich auch mit einem Hauch von Bayou-Flair auf. In einem Catfish-Restaurant zu arbeiten ist vielleicht nicht unbedingt der glamouröseste Job der Welt, aber das machte mir nichts. Ich spülte das Geschirr, wischte den Boden, räumte Tische ab ... und tat im Grunde alles, was man von mir verlangte. Ich gehörte zu den Jüngsten meiner Altersklasse, die einen Job hatten. Ich war deswegen weder wütend noch war es mir peinlich, im Gegenteil, ich war stolz, mein eigenes Geld zu verdienen, damit ich meine Eltern nicht um Dinge anbetteln musste, die sie sich nicht leisten konnten.

Viele denken nicht gerne an ihren ersten Job zurück. Ich schon. Es hatte etwas Reizvolles an sich, pünktlich zur Arbeit zu erscheinen, eine Aufgabe zu erhalten, diese nach bestem Wissen und Gewissen auszuführen, am Ende der Schicht nach Hause zu gehen und zu wissen, dass ich meinem Traum, ein eigenes Auto zu besitzen, fünfzig oder sechzig Dollar näher gekommen war; und ich war stolz, dass ich an dem Tag nichts vermasselt hatte. Ich tat alles, was man von mir verlangte. Und ich tat es klaglos und so gut ich konnte. Ich lernte, den Mund zu halten und meine Arbeit zu erledigen – Fähigkeiten, die sich im BUD/S als überaus wertvoll erweisen sollten, als man rund um die Uhr an seine Grenzen getrieben wurde, und auch später noch, als ich bereits ein Navy SEAL war.

Meine schulischen Leistungen waren in Ordnung, und ich war auch jenseits des Klassenzimmers nicht auf den Kopf gefallen, obwohl ich zugegebenermaßen nicht mit großem Lerneifer gesegnet war. Ich war auch

nicht der Sportlichste in meiner Klasse. Aber ich lernte schon früh, dass ich einen wesentlich größeren Durchhaltewillen besaß als die meisten Leute. Es machte mir nichts aus, mir den Arsch aufzureißen. Ich konnte jeden Tag zu einer lausigen Arbeitsstätte gehen, und jeden Abend nach Fisch und Fett riechend nach Hause kommen, ohne mich darüber zu beschweren.

Na ja, zumindest meistens.

In meinem vorletzten Jahr an der Highschool beschloss ich, an einem Praktikumsprogramm teilzunehmen, das den Vorteil hatte, dass ich nur den halben Schultag im Klassenzimmer verbringen musste; so konnte ich mehr arbeiten und mehr Geld verdienen. Ich lernte eine bittere Lektion, als ich einmal gefeuert wurde, weil ich mich nicht genügend angestrengt hatte, und zwar als ich für den Schulbezirk als Gärtner tätig war. Das ging voll und ganz auf meine Kappe. Ich versuchte, aus diesem Fehler zu lernen. Wenn man einen Auftrag bekommt, erledigt man ihn. Man beschwert sich nicht darüber, und man bittet niemanden darum, ihn zu übernehmen. Man muss versuchen herauszufinden, was man will, und sein Ziel in Angriff nehmen. Wenn man etwas unbedingt haben will, richtet man seine ganze Energie und Aufmerksamkeit darauf. Ohne Klagen. Ohne Ausreden.

Als ich kurz vor dem Schulabschluss war, arbeitete ich für eine Firma, die sich auf den Bau und die Wartung von Mobilfunktürmen und anderen hohen Gebäuden spezialisiert hatte. Das gab mir die Gelegenheit, mit meinem Vater zusammenzuarbeiten, der ebenfalls für diese Firma tätig war und mir diesen Job verschafft hatte. Der Vorteil war, dass ich gutes Geld verdiente – deutlich mehr als mit Rasenmähen oder Geschirrspülen. Der Nachteil war, dass mein Vater mein Vorgesetzter war, was wohl für keinen Jugendlichen leicht ist, schätze ich.

Ich liebe meinen Vater, wir haben eine gute Beziehung. Dennoch gehört meine Zusammenarbeit mit ihm nicht unbedingt zu den schönsten Erfahrungen meines Lebens. Aber ich ließ nicht zu, dass sich etwaige Spannungen auf meine berufliche Leistung auswirkten. Er war mein Vorgesetzter, dessen Meinung man nicht immer teilen muss. Das ist eine weitere Lektion, die mir später gute Dienste leistete. Und ich lernte in

diesem Job noch etwas anderes, das sich als sehr wertvoll erweisen sollte: Um meine Arbeit gut – oder überhaupt – zu erledigen, musste ich meine Ängste überwinden. Ich habe nämlich Höhenangst. Oder hatte sie. Merkwürdig, oder, wenn man bedenkt, dass SEALs ständig mit dem Fallschirm aus Flugzeugen springen oder sich aus Hubschraubern abseilen. Oder, wie ich später noch entdecken würde, eine Menge Zeit damit verbringen, in einer entlegenen afghanischen Provinz über einen Bergkamm mit steil abfallenden Hängen zu marschieren.

Aus irgendeinem Grund belastete mich keine dieser späteren Herausforderungen als SEAL so sehr, wie in dreißig Metern Höhe am helllichten Tag exponiert auf einem Turm zu arbeiten. Beim Fallschirmspringen ist der Steigflug das Schlimmste. Sobald man eine gewisse Flughöhe erreicht hat, ist es keine große Sache mehr: Man tritt einfach in den Himmel und lässt die Ausrüstung ihre Arbeit tun. Man hat keine Zeit, sich Gedanken oder Sorgen darüber zu machen, was schiefgehen könnte. Es ist beinahe surreal. In einer Minute sitzt man im Laderaum eines Flugzeugs, in der nächsten befindet man sich im freien Fall. Bei den Special Operations springt man sowieso meist nachts. Aber selbst am helllichten Tag ist Fallschirmspringen (zumindest für mich) weniger furchteinflößend als das Hochklettern auf einen Mobilfunkmast. In dreitausend Metern Höhe sieht die Erde nicht einmal echt aus. Es ist einfach nur eine riesige Landschaft, die sich vor dem Springer ausbreitet und darauf wartet, ihn aufzufangen und sanft zu schaukeln, während er langsam auf die Erde schwebt.

Aber klettern? Abwechselnd mit der linken und der rechten Hand greifen, oft über einen längeren Zeitraum hinweg, und dabei ständig die Erde vor beziehungsweise unter sich sehen?

Das wirkt sich ganz anders auf die Psyche aus.

Das ist wieder so eine Sache, die es so schwer macht abzuschätzen, wer durch BUD/S kommt und wer nicht. So wie man erst wissen kann, wie jemand in einer Gefechtssituation reagiert, wenn die ersten Schüsse fallen, ist es praktisch unmöglich zu wissen, wer unter dem unnachgiebigen Druck und der Erschöpfung im BUD/S zusammenbricht und wer die innere Kraft zum Durchhalten findet. Die Aufschneider und Großmäuler sind oft die Ersten, die aufgeben – was nicht weiter verwunderlich ist,